

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 36 (1926)
Heft: 8

Artikel: Schlimme Aufführung einer Schülerin aus Strafbedürfnis : 2. Teil
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einzelne Individualität nicht, muss hervorwachsen aus dem Einfühlungs- und Erschauungsprozess selbst, da auch sie trotz aller Vereinfachung einzigartig wird sein müssen.

Individualität ist übrigens auch nur zu erfassen als ein werdendes, als dynamischer Zusammenhang, d. h. nach den entwickelten Voraussetzungen, wesentlich als Sondergestaltung des Ringens um Selbstverwirklichung im Sinne der aufgegebenen Einheit von Partikularität und Universalität) Besonderung und Wiedereinfügung in die Allgemeinheit) einerseits, und das Streben nach Gestaltung, die das Chaos im Grunde und Ursprunge des eigenen Wesens zu lebendiger Eigengestalt ausprägen soll, andererseits.

Gerade als Darstellung des Universalen, Ewigen in individuell zeitlicher Form und als Gestaltwerden eines rastlosen, alles Gestaltete immer wieder auflösenden Verwirklichungsstrebens, muss die konkrete Persönlichkeit, als Individualität, als geschichtlicher Einzelmensch, ein durchweg Einzigartiges sein, dessen Einzigartigkeit nur durch eine Erkenntnisweise erfasst werden kann, welche selbst wesentlich Ineinsfallen des Universellen (der Kategorie) und des Individuellen (des anschaulichen Besonderheitsgehaltes) sein muss, durch eine Erkenntnisart, für welche das Ineinschmelzen des Universellen und des Partikulären, des Unbestimmten und des Bestimmten (des Endlichen und Unendlichen), ebenso ideales Richtziel sein soll wie es für die faktische Persönlichkeitsgestaltung Norm ist.

Es ist die Erkenntnisart, die darauf beruht, dass wir im Anderen unser Selbst wiederfinden können, sowie wir andererseits in unserem Selbst den Anderen und allgemein in allen Menschen den Menschen, d. h. den als Persönlichkeit verwirklichten Geist, wieder zu finden vermögen.

Schlimme Aufführung einer Schülerin aus Strafbedürfnis.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

(Schluss) *

Die zweite Besprechung, bei der es nicht erst langer Umwege und Präliminarien gebrauchte, um dem Kern und Zweck unseres Beisammenseins näher zu kommen, drehte sich um Emmas Stellung bei seinen Pflegeeltern. Es stellte sich dabei heraus, dass das Mädchen zu keinem der Verwandten eine tiefere, innigere Beziehung hatte. Aus der natürlichen Einstellung der verschiedenen Geschlechter vertrug es sich mit dem Herrn Onkel besser als mit der Tante. Diese habe Launen und sei oft ungerecht, vernahm ich.

Selbstverständlich war für mich solch ein Urteil kein objektives. Ich würde mich hüten, Emmas Pflegemutter nach den Aussagen der Schülerin einzuschätzen. Das ist überhaupt nicht meine Aufgabe, viel eher die der

*) Siehe Heft 7.

lieben Nachbarinnen. Meine Aufgabe besteht in Bezug auf das Verhältnis Tante: Nichte darin, festzustellen, wie sich Emma zur Tante einstellt, und ob in dieser Einstellung sein merkwürdiges Verhalten zur Lehrerin begründet liegt.

Dies schien nicht, oder dann nur in geringem Masse der Fall zu sein. Insofern nämlich, als die Tante dem Strengebedürfnis Emmas weit mehr entgegenkam als die Lehrerin, und dass das Mädchen Vergleiche darüber zog.

Das Gespräch sprang dann über auf die verschiedenen Pflegeorte Emmas. Dabei zeigte sich, dass diejenigen unter den Pflegeeltern, die es seiner Aussage nach ungerecht und „zu streng“ behandelten, seinen Hass auf sich geladen hatten.

„In H. war ich eine Zeitlang beim Schuster Plüss“, erzählte Emma. „Die Leute gefielen mir von vornherein nicht. Da zerschlug ich einmal beim Abwaschen einen grossen Milchtopf. Die Frau kam und begann zu schimpfen, dass es eine Art hatte. Ich dachte: Wart du nur, du sollst noch etwas erfahren! Denn ich konnte doch nichts dafür, dass ich den Topf fallen liess. Und am Abend, als ich zum Nachtessen schauen sollte, liess ich die Kartoffelrösti anbrennen, dass sie ganz schwarz war und es im ganzen Hause roch. Da kam der Mann aus seiner Werkstatt und machte Spektakel. Dann kam die Frau. Ich sagte kein Wort. Sie schlugen mich. „Du kannst die Rösti den Hühnern geben!“, sagte der Mann. Aber die Frau sprach: „Nein, das kann die Emma essen, sie besinnt sich dann ein zweitesmal, ob sie aufpassen will!“ und richtig, sie stellten mir die Platte vor die Nase. Sie selbst assen etwas anderes. Aber ich rührte die Rösti natürlich nicht an. Da schimpften sie, ich sei ein verstocktes Ding, und es gab von neuem Schläge. Aber zu essen zwingen, das konnten sie mich nicht, und wenn sie mir den Kopf in Fetzen geschlagen hätten. — Ich freute mich, dass ich nicht nachgegeben hatte. Und ich dachte mir, ich habe ganz recht erraten, als ich zu ihnen kam und es mir war, die seien böse, und es mir von vornherein nicht gefiel.“

Hier wird ein kindliches Verhalten deutlich, wie man es oft beobachten kann. Das Kind provoziert einen Streit, um seine lange vorher bestehende Einstellung zu begründen, nachträglich zu bestätigen (Rationalisierung).

„Ich sehe die Frau noch jetzt, wie sie wütend auf mich einredete. Sie hatte so graue, kalte Augen und buschige Brauen darüber, wie eine Hexe“.

Ich war erstaunt: Emma hat nämlich auch graue Augen und breite Brauen.

„Wer hat denn solche Augen — wer fällt dir ein?“ fragte ich.

Emma biss sich auf die Lippen, wie jemand, der eine Dummheit gesagt hat, blickt mich einen Augenblick lange befangen an und erklärt dann:

„Ich weiss es nicht!“

Offenbar lag hier ein Widerstand. Meine Frage hatte etwas angeschnitten, was Emma nicht genehm war, was es nicht erinnern wollte, was es vielleicht mit Mühe unterdrückt, „verdrängt“ hatte. Darum lenkte ich das Gespräch auf nebensächlichere Bahnen.

„Vielleicht kommt dir dann noch etwas dazu in den Sinn. Du hast mir aber auch noch gar nichts von der Schule gesagt!“

Meine Vermutung, dass sich Emma nicht versöhnen werde, bestätigte sich. Es bringe es nicht über sich, mit der Lehrerin zu reden. Teilweise habe

es eine innere Stimme dazu gedrängt, um mir einen guten Bericht bringen zu können (Übertragung!), aber der Trotz in ihm sei stärker gewesen. Es glaube, es hasse die Lehrerin. Am Anfang, als es zu ihr in die Schule gegangen sei, wäre sie ihm gleichgültig gewesen, der Hass sei erst mit der Schokoladengeschichte in ihm erwacht. Emma schimpft sich noch einmal über die Lehrerin aus, die so wenig strenge sei und mit Süßigkeiten gute Leistungen zu erzwingen suche, das sei keine richtige Erziehungsart.

Während der nächsten Behandlungsstunde kamen teilweise unter halbem Weinen Klagen wegen Emmas Unehelichkeit zum Vorschein. Kinder, die es deswegen hänselten, verfolgte es mit wütender Rache. Die Gefühle gipfeln in dem Ausspruche: „Es wäre besser gewesen, meine Mutter hätte mich erwürgt, als ich geboren wurde!“

Nachdem der Gefühlsausbruch unter Schweigen etwas verebbt ist, frage ich, ob Emma denn seine Mutter nicht lieb gehabt hätte.

„O doch, sehr!“ Und unter heftigem Weinen: „Wenn sie nur noch am Leben wäre! Ich bin schuld an ihrem Tode, seit meiner Geburt war sie nie mehr recht gesund!“

„Woher weisst du denn das?“

„Die Leute haben es mir gesagt!“

„Welche Leute?“

„Die, welche die Mutter kannten. Und auch die Tante.“

„Du sagst, du hattest die Mutter sehr gern. Wie war sie denn, deine Mutter? Magst du sich noch an sie erinnern?“

Emma schildert nun die grosse Güte seiner Mutter. Das Mädchen erinnert eine Reihe von Szenen, wie die Verstorbene für es sorgte und für es tat, was in ihren Kräften stand.

„Sie ist nur viel zu gut und zu lieb mit mir gewesen. Ich verdiente es gar nicht!“

„Wie sah sie denn aus?“

So, wie ich erwartet hatte, bedeuteten buschige Brauen und graue Augen Züge an der Mutter Emmas.

Die gehasste Schustersfrau hatte die Kleine an ihre einstige Mutter erinnert. Dieser war das Kind mit so viel Liebe verbunden. Etwas in ihm sträubte sich dagegen, seine Liebe nun der neuen (Pflege-) Mutter zu schenken, es wollte seiner wahren Mutter in kindlicher Liebe treu bleiben. Die Gefahr der Übertragung der Liebe auf die neue, die Pflegemutter, lag jedoch nahe, schon das äusserliche, die Ähnlichkeit des Aussehens trug dazu bei. Damit jedoch das neue Mutterbild die Erinnerung an das alte nicht auslösche, war Ablehnung und Hass die gegebene Abwehr.

Dabei kam ihm die Tendenz zuhulfe, gestraft zu werden, weil sich Emma an der Kränklichkeit und am Tode der Mutter schuldig fühlte. Ablehnung der Liebesübertragung und Sühnebedürfnis verbanden sich, und daraus resultierte eine Aufführung des Mädchens, die Strafen zur Folge hatte. Die erlittene Strafe gab Anlass, die Pflegemutter zu hassen und diesen Hass zu begründen und zugleich mit der erlittenen Bestrafung einen Anteil der Schuld am Tode der Mutter zu amortisieren.

So viel war nun klar. Aber es erklärte das Verhalten Emmas der Lehrerin gegenüber noch nicht. Irgend etwas, so schliessen wir, muss während der

Arbeitsschule Emma an seine Mutter erinnert haben. Es sucht offenbar mit der Arbeitslehrerin das gleiche Spiel zu wiederholen, wie einst mit der Schusterin. Denn es wollte ja von der Lehrerin gestraft werden. Gewiss hätte es nach erlittener Strafe diese an seinem Hass gegen sie schuld gegeben, es hätte sich dann noch viel schlimmer aufgeführt, um neuerdings Strafe zu bekommen, und so seinem Sühnebedürfnis noch mehr Befriedigung zu verschaffen.

Darüber gaben dann die folgenden Behandlungsstunden Aufschluss. Die nächste wurde so begonnen, dass ich Emma sagte: „Du teiltest mir mit, du seiest an der Krankheit und am Tode der Mutter schuld gewesen, das kann jedoch nicht stimmen!“

„Doch! Ich habe die Tante noch besonders darüber ausgefragt. So ist es: seit meiner Geburt kränkelte die Mutter, und zuletzt starb sie. Wenn ich nicht auf die Welt gekommen wäre, so würde meine Mutter noch am Leben sein!“

„Aber höre mal: du kannst ja gar nichts dafür, dass dir deine Mutter das Leben gegeben hat!“

Langes, verwundertes Schweigen.

„Darf ich annehmen, dass du weisst, wie ein Kind entsteht und auf die Welt kommt?“

„Ja! der Onkel hat mir alles erklärt, ich dürfe es jetzt schon wissen — und ich hatte schon vorher von Kameradinnen darüber gehört!“ Liegt etwa das bessere Verhältnis zum Onkel in dieser Aufklärung begründet?

„Nun gut. Wieso kommst du denn den Gedanken nicht los, du tragest Schuld an deiner Mutter Tode?“

Wie durch mich hindurch in die Ferne blickend kommt zögernd Antwort: „Es kann schon so sein, wie Sie sagen — aber ich bin doch schuld!“ Zur Zeit, als die Mutter krank war, erzählt mir Emma, kam vom Nachbarhause oft ein älteres Mädchen, um in der kleinen Haushaltung auszuhelfen. Die kleine Tochter der Kranken „verleitete“ die ältere Genossin dazu, heimlich Nidelzeltli zu machen, welche Emma mit Gier, aber mit schlechtem Gewissen aufass. Auch die Mutter hatte während ihrer gesünderen Tage manchmal solche Zeltli gemacht, wenn es ihr ihre bescheidene Kasse als Weissnäherin erlaubte.

Einmal, als Emma von den heimlich bereiteten Süssigkeiten ass, erwischte sie die Nachbarin, und die Sache kam aus. Sie wurde jedoch der Kranken nicht mitgeteilt, um sie nicht aufzuregen. Aber die Nachbarin liess die schwerwiegenden Worte fallen: „Ihr könntet einmal schwer gestraft werden!“ Die Sünderinnen erhielten jedoch keine Strafe. Noch am gleichen Tage verschied die Kranke an einem Blutsturze.

Emma fasste nun den Tod als Strafe für seine heimlichen Schleckereien auf. Von Stund an ekelten sie Süssigkeiten, und sie fühlte sich am Tode der Mutter schuldig. Erst viel später schob sie, gestützt auf die Aussagen der Leute, die Schuld zeitlich rückwärts auf ihre Geburt. Als Vierjährige wusste sie um den Grund der mütterlichen Krankheit ja noch nicht.

Zunächst zählte ich Emma nun die tieferliegenden Gründe zu ihrem Streit mit Frau Plüss, der Schustersfrau, auf. Sie wurden ohne weiteres, ohne viele Erklärungen meinerseits und ohne viele Worte von Seiten des

Mädchens akzeptiert — wenn seelische Vorgänge erlebt worden und die Widerstände gegen ihre Verdrängung aufgehoben worden sind, braucht es keinerlei logischer Systeme, auch wenn ein Kind sie verstehen soll. Das Verständnis greift in diesem Falle eben viel mehr, als nur die intellektuellen Schichten der Seele des Verstehenden an, und deshalb geht es so leicht.

Emmas Verhältnis zu der Arbeitsschullehrerin aufzuklären war auch nicht schwer. Es setzte sie jener älteren Freundin gleich, aber auch der Mutter, die beide ihm einst Nidelzeltli hergestellt hatten. Zudem war die Lehrerin wie die Mutter eine Näherin.

Als die Lehrerin die Schokolade als Preis aussetzte, wurden in Emma die mit Mühe unterdrückten Gedanken und Gefühle an jene Zeit vor dem Tode der Mutter beinahe wachgerufen. Es verhält sich bei solchen Vorgängen so, wie wenn die Saite eines Streichinstrumentes mitklingt, wenn auf dem nahen Piano ein verwandter Ton angeschlagen wird. Um die Identifikation der Lehrerin mit der Mutter und der Freundin zu verhindern (die den Haushalt besorgende und wie die Mutter Zeltli machende Freundin spielte für Emma auch Mutterrolle), und um die unterdrückten und teilweise unbewussten Schuldgefühle zu beschwichtigen, wurde Strafe gesucht durch schlimme Aufführung. Das Vorbild dazu war in der Geschichte mit Frau Plüss gegeben.

Nachdem so viel aufgedeckt war, reizte es mich, gleichsam an einem Knotenpunkte die sofortige Probe aufs Exempel zu machen, und dem Mädchen ein Stück Schokolade anzubieten. Denn, so sagte ich mir, es muss jetzt den unnatürlichen Abscheu vor Süßigkeiten überwunden haben. Und es wäre eine so hübsche Bestätigung der Richtigkeit meiner Bemühungen gewesen. (Und jetzt, indem ich diesen Bericht niederschreibe, fällt mir ein, wie nett sich diese Bestätigung dem Leser gegenüber machen würde — wie ein Lustspieleffekt —).

Ich machte es nicht. Es wäre doch unfein gewesen, schien mir. Was brauchte ich mich augensichtlich von etwas zu überzeugen, was so folgerichtig war, wie der Wechsel des Frühlings auf den Winter.

Emma wurde entlassen mit der Einladung, mir gelegentlich mündlich oder schriftlich zu berichten.

Die Lehrerin bat ich, recht freundlich mit der Schülerin zu sein, da sich das ungemütliche Verhältnis bald ändern werde, und da das Mädchen Schlimmes durchgemacht habe und viel Liebe verdiene. Genauer teilte ich ihr nicht mit, weil es nicht nötig schien.

Mitteilungen und Erkundigungen, die mir indessen über Emma Hössli zukamen, lauten alle durchwegs günstig. Das Mädchen scheint auch zu seinen nunmehrigen Pflegeeltern in ein besseres, herzlicheres Einvernehmen gekommen zu sein. Inwieweit daran unsere Besprechungen, und nicht allein die bessere Gewöhnung ans Zusammenleben mit Onkel und Tante schuld sind, das kann aus der Ferne nicht festgestellt werden, und ich habe mich nicht vorzudrängen oder aufzudrängen.

Ich habe mich auch nicht davon sichtbarlich überzeugt, dass Emma jetzt Süßigkeiten essen kann — aber das bedeutet ja keine Hauptsache. Ich begnüge mich mit dem Glauben daran und an die innere Notwendigkeit, dass es nicht anders sein kann, und stütze mich auf andere ähnliche erlebte

Fälle von gelösten „Speiseverboten“, mit denen ich den Indizienbeweis antreten könnte.

Meine Arbeit mit Emma erhebt nicht etwa den Anspruch, eine Psychoanalyse in medizinischem Sinne zu sein. Wohl wurde mit den Erkenntnissen Sigmund Freud's gearbeitet, jedoch auf eine ganz andere Weise, als dies der Arzt macht. Der Fachmann könnte mir Lücken vorweisen. Ich kenne sie wohl und sage zu meiner Entschuldigung nur, dass es mir nicht darauf ankam, etwas wie einen Ersatz für eine richtige Analyse zu leisten, sondern dem Mädchen möglichst rasch zu helfen. Meine Arbeit lässt sich weder quantitativ noch qualitativ mit der ärztlichen Analyse vergleichen, weil doch Pädagogik und Medizin nicht ganz dasselbe sind.

Der Leseunterricht im ersten Schuljahr.

Von E. Bleuler, Küsnacht.

(Schluss) *

Das denkende Lesen.

Es gilt nun, den Schüler von Anfang an zu selbständigem Lesen zu bringen und im Leseunterricht die Selbstätigkeit zu fördern. Möglichst bald soll der Schüler Rechenschaft ablegen, dass er den gelesenen Satz oder das gelesene Wort verstanden hat, aber auch, dass er das neue Ausdrucksmittel verwenden kann, um uns zu zeigen, was er gedacht, erfasst hat. Dazu hilft uns wiederum der Lesekasten schon nach den ersten Wochen. Wie wollte man den Schüler so frühe schon ganze Sätze, ja nur einzelne Wörter schreiben lassen. Mit Hilfe des Lesekastens aber legt er gar bald mit einzelnen Wörtern nach Zeichnungen an der Tafel, was man beim Metzger, beim Bäcker kaufen kann. Er legt ganze Sätze: Ich kaufe . . . , Die Mutter kauft . . . , wobei diese immer gleich bleibenden Satzanfänge an der Tafel über den Zeichnungen stehen.

Schon bei diesen Übungen müssen wir uns immer den eigentlichen Zweck des Lesens vor Augen halten: Lesen heisst Inhalt gewinnen, Lesen heisst, die Kulturgüter der Gegenwart und der Vergangenheit erarbeiten. Mit jedem Lesen soll das Denken verbunden sein. Schon von allem Anfang an müssen wir das denkende Lesen in den Vordergrund stellen. Immer wieder soll der Schüler veranlasst werden, sich und dem Lehrer Rechenschaft abzulegen, dass er weiss, was das Gelesene ihm sagt, dass er seinen Inhalt sich zu eigen gemacht hat und in gewissen Fällen in die Tat umsetzen kann. Wertvolle Anregungen für diesen Unterricht in denkendem Lesen boten die Arbeiten von Frä. Descoevdres und Frau Montessori, von denen hier einige Lese-spiele angeführt seien, ergänzt durch neue, meist schwerere, wie sie der Unterricht an gewöhnlichen Klassen fordert, während die ersten Anregungen aus der Arbeit mit Schwachbegabten herausgewachsen waren.

*) Siehe Heft 7.